

FÜR ALLE, DIE WIE DIE SONNE
GLITZERN, OBWOHL SIE UNTERGEHEN.



*Du liebst die Lüge. So gut wie jeder von uns liebt die
Lüge. Und diejenigen, die es wagen, uns die Wahrheit zu
sagen, werden vernichtet. Wen hast du schon vernichtet?*



WARNUNG

NICHT LESEN, WENN DU EINE
TRIGGERWARNUNG BRAUCHST.

;-)

ICH HABE NIE VERSPROCHEN, DASS EUCH
BESTIMMTE THEMEN ZWISCHEN DIESEN
SEITEN NICHT BEGEGNEN. DENN DAS IST ES,
WORUM ES HIERBEI GEHT, NICHT WAHR?
DASS WIR ABTAUCHEN DÜRFEN, IN EINE WELT
OHNE GRENZEN ODER MORAL.

WIR DÜRFEN LEIDEN. UND WIR DÜRFEN ES
LIEBEN.





PROLOG

Ich blicke in zwei blaue Augenpaare. Sie starren mich nieder, jeder auf seine ganz eigene Art. Stehen vor mir, fixieren mich mit ihrem Blick. Und mit der Waffe, die auf mein Herz gerichtet ist.

Ich könnte sterben.

Das hier könnte mein Ende bedeuten.

»Wir haben dich alle gewarnt. Mehrmals. Jeder von uns.« Aus Jaxons Stimme ist jeglicher Glanz gewichen. Nur noch ein paar Atemzüge, dann hat er vielleicht abgedrückt. Was soll ich in den letzten Sekunden meines Lebens denken? Was soll ich erwidern?

Entschuldige?

Entschuldige, dass ich dir im Weg bin?

Dass du mich so sehr hasst?

Soll ich Mitleid empfinden für den Mann, der mein Leben von der ersten Sekunde an vernichten wollte?

Oder sollte ich mich selbst bemitleiden?

»Wenn ich jetzt ›Lauf‹ sage«, seine Stimme so dunkel wie der Abgrund, der in ihm darauf lauert, mich zu verschlingen, »wirst du dann endlich hören?«

Es ist nur ein leichtes Drehen meines Kopfes, aber er versteht die Geste.

Nein. Ich kann nicht.

Meine Füße sind wie festgefroren.

Mein Ende scheint unausweichlich, aber ich konnte noch nie vor ihm fliehen.

Vor keinem von ihnen.

Weil mich die Sehnsucht immer wieder zurücktreibt.

Jaxons Hand schließt sich um die Waffe, und sein Körper scheint zu zerbersten, bevor er den Abzug drückt.

Da stehe ich.

Und vielleicht ist es Amors Pfeil, der mich trifft, statt einer Kugel.

Denn neben allem Schrecklichen, das ich erlebt habe, weiß ich, dass ich nie zuvor so sehr geliebt habe.

Nie zuvor.

EINS



SYLVIAN

Vor neun Jahren

Als die Faust den Knochen trifft, stöhnt Maxwell auf und erschläft im Stuhl.
»Diego«, donnert mein Onkel. »Geh Eis holen.«

Er nennt mich Diego, damit niemand auf die Idee kommt, der Typ unter der Sturmmaske sei sein eigener Neffe. Wie mechanisiert steuere ich auf den Kühlschrank zu, umfasse die Griffe mit meinen behandschuhten Fingern und suche nach Eis. Dieses drückt sich Maxwell kurz darauf gegen die Wange. Maxwell ist das heutige Opfer meines Onkels. Er sitzt in seiner stilvollen Küche vor uns und ist kurz vorm Heulen.

»Ich habe das Geld nicht, Lorenzo. Gib mir noch drei Wochen.«

»Drei Wochen«, lacht mein Onkel schäbig und grinst Vito zu. Vito ist sein Mann fürs Grobe, den er wie ein Accessoire mit sich herumschleppt, falls doch einmal eines seiner Opfer nicht den nötigen Respekt zeigt. »Ich

habe dir schon drei Monate gegeben, Max«, blafft Lorenzo und tritt nah vor Maxwells Gesicht. Mein Onkel sieht seinem Bruder – meinem Vater – zum Verwechseln ähnlich. Ich hingegen komme nach meiner Mutter. Im Gegensatz zu Lorenzos braunen Augen sind meine grün, meine Nase weniger groß und die Lippen nicht schmal wie eine Kippe. Als Kind habe ich wie meine Mom ausgesehen und wurde gehänselt. Deswegen trug ich mein Haar bis vor Kurzem auf wenige Millimeter gestutzt. Die hässliche Bonzenkleidung von damals habe ich gegen Jeans getauscht, und Tattoos, die unter den knappen Ärmeln meines Shirts hervorlugen, lassen jeden vor mir davonlaufen. Niemand wird es mehr wagen, mich zu beleidigen. »Was soll ich nur mit dir tun, Max?«, fragt mein Onkel. »Ich hab 'n kleines bisschen das Gefühl, dass du die ganze Sache nicht ernst nimmst.«

Vito, der Schlägertyp, tritt bedrohlich vor.

»Doch, doch!«, stottert Maxwell schnell. »Ich nehme das ernst! Wirklich ernst!«

Mein Onkel seufzt. Ich weiß, was jetzt kommt. Er wird Maxwell zu Brei schlagen, es dabei so aussehen lassen, als wäre Maxwell die Treppe heruntergefallen. Dann gibt er ihm zwei weitere Wochen, um die Hälfte des Geldes aufzutreiben. Hilft das nicht, wird er Maxwells Tochter entführen, bis er das ganze Geld bekommt.

Gelangweilt lasse ich meinen Blick durch den Raum schweifen. Das Geschäft meines Onkels ist schäbig, aber wir können davon leben. Mein Großvater hat ihm zwar keinerlei Erbe zugesprochen, schickt ihn aber weiterhin als Geldeintreiber zu Leuten wie Maxwell, die ihre Fünf-Millionen-Dollar-Villa auf krummem Wege erstanden und dabei Schulden bei weniger netten Leuten

gemacht haben. In der Hoffnung, das Geld nicht zurückzahlen zu müssen. Mein Onkel erhält von dem eingetriebenen Geld zehn Prozent. Der Rest geht an die Silvanos und damit an meine Mom. Ich weiß, dass sie ihm die Wahl gelassen haben, weiter für die Familie meiner Mutter zu arbeiten oder zu sterben. Jeden Tag erzählt er mir davon, dass mein Grandpa ihn umbringen lassen würde. Ich glaube ihm.

Grandpa würde jeden umbringen lassen, der ihm nicht gehorcht.

Ich schätze sogar, er steckt hinter dem Mord an meinem Vater.

Soweit ich das beurteilen kann, ist Lorenzo gut in dem, was er tut. Er hat sich darauf spezialisiert, die wirklich großen Fische auszunehmen, und schreckt vor nichts zurück.

Seitdem ich in der Highschool bin, will er mich in sein ›Geschäft‹ einarbeiten. Ich tue so, als hätte ich Interesse daran, mein Leben lang in protzige Villen einzubrechen und Leute zu bedrohen, damit er mich in Ruhe lässt. Außerdem arbeite ich lieber für ihn statt für meinen Großvater. Meine Mom hat längst einen neuen Lover, der mit fünf bissigen Hunden in unsere Villa eingezogen ist. Seitdem verbringe ich so wenig Zeit wie möglich zu Hause. Sie lässt mich gewähren. Ich habe genügend Geschwister, die meinen leeren Platz einnehmen können.

»Würdest du es ernst nehmen, Max«, antwortet mein Onkel gedehnt, »dann hättest du dich an unsere Absprache gehalten, nicht wahr?«

»Ich habe Probleme mit der Bank«, erklärt Maxwell hektisch. »Meine Ex-Frau nimmt mich aus und ...«

»Deine Ex-Frau lebt in einer schäbigen Mietwohnung in Phoenix«, schneidet mein Onkel ihm das Wort ab. »Ich wette, sie weiß nicht mal, wie man das Wort ›Anwalt‹ überhaupt schreibt.«

»Du verstehst das nicht, ich ... ich ... du musst mir glauben!« Maxwell rutscht auf dem Stuhl hin und her, als würde er sich gleich einpinkeln, weil ihm keine Ausreden mehr einfallen.

»Ich verstehe sehr gut, Max.« Wieder fixiert mein Onkel unseren Schläger, der noch einen Schritt nach vorn setzt, sodass sich Maxwells Kopf in dessen Reichweite befindet. Aber anstatt ihm ein Zeichen zu geben anzufangen, wendet mein Onkel sich an mich. »Diego.«

Ich blicke auf. Für einen Moment hatte ich Hoffnung, er hätte mich vergessen. Es widerstrebt mir, zu tun, was er verlangt. Auch wenn ich mir sicher bin, dass Maxwell selbst schuld an seiner Misere ist, ist mein Onkel einfach ein Arschloch. Er liebt es, seine Macht auszuspielen, weil er selbst nur ein kleines Glied am Ende der Kette ist. Vor solchen Leuten wie Maxwell hingegen tut er so, als wäre er ein Mafia-Boss.

Was mein Großvater definitiv ist.

Mütterlicherseits.

»Noch mehr Eis?«, frage ich.

»Nein.« In die Augen meines Onkels tritt etwas wie unheilschwangerer Stolz. »Zeig Maxwell, was ihn erwartet, wenn er noch einmal nicht liefert.«

Meine Hände versteuern. Ich hasse es, wenn Lorenzo das tut. Unter normalen Umständen hätte ich einfach verneinen können, denn er zwingt mich zu nichts. Nicht mehr. Aber es gibt eine Regel, die ich aus eigenem Interesse befolge: Untergrabe niemals Lorenzos Autori-

tät, wenn Typen wie Maxwell dabei sind. Sonst wirft er dich raus und du musst bei Mom und ihren kläffenden Hunden wohnen.

Fuck.

Wozu haben wir Vito mitgeschleppt, wenn mein Onkel mich vorschickt?

In seinem Blick lese ich, dass er sich diese Wendung spontan einfallen ließ. Er will mich testen. Testen, wie gehorsam ich bin. Testen, wie weit ich gehe. Testen, ob ich weiß, wann genug ist.

Das Problem ist nicht, dass ich – wie er vermutlich denkt – Hemmungen hätte, auf Maxwell einzuprügeln. Es ist vielmehr meine Angst davor, was passiert, wenn ich einmal anfange.

Deswegen verweigere ich mich.

Deswegen hasse ich es.

Ich hasse mich.

»Okay«, antworte ich, weil ich es antworten muss, und trete vor.

»Du bist doch noch ein Kind, Junge«, sagt Maxwell erstaunt, als er in meine Augen sieht. »Lorenzo, das sollte eine Sache zwischen Erwachsenen ... aaaargh!«

Ich habe ihm mitten ins Gesicht geschlagen.

Verdammt.

Blut klebt an meiner behandschuhten Faust und ich würde es am liebsten an seinem Hemd abwischen. Loswerden. Vergessen. Ich sollte einen Schmerz fühlen, dort, wo meine Knöchel sein Gesicht getroffen haben, doch ich spüre nichts als Verlangen.

Kampfrausch durchfährt mich wie ein Orkan und ich schlage ein zweites Mal zu. Ein drittes. Der Körper vor mir krümmt sich und ich muss mich beherrschen,

nicht das Messer, das ich im Stiefel trage, hervorzuziehen und damit die Wunden noch tiefer zu schlitzen ...

Gefangen im Gewaltausbruch meines Körpers entgeht mir der Schatten an der Wand nicht. Im Spiegel, die Haustür.

Als würde das Adrenalin meinen Blutdurst stillen, trete ich zurück und entspanne meine Finger.

»Wer ist da gekommen?«, frage ich Maxwell, obwohl ich nicht unerlaubt mit Lorenzos Opfern sprechen darf.

»Meine Tochter«, bringt Maxwell nuschelnd über die Lippen. »Bitte macht mich los, sie darf mich so nicht sehen!«

»Kümmere dich darum, Diego«, befiehlt mein Onkel.

Wieder etwas, das ich nicht will. Wenn ich einmal von dem Rausch gekostet habe, der für gewöhnlich durch Gewalt in mir ausgelöst wird, will ich keine Kinder um mich haben.

Aber ich habe keine Wahl.

Schnell greife ich in meine Brusttasche und folge den Schritten in die Eingangshalle, während ich auslote, wie ich unbemerkt bleiben kann.

»Bin wieder zurück, Daddy!«

Meine Nackenhaare stellen sich auf. Die Stimme klingt mehr nach einer jungen Frau als nach einem kleinen Mädchen.

»Ich gehe nach oben und zieh mich um!«

Danke. Das hilft mir wirklich sehr.

Als ich sicher sein kann, dass sie in einem der oberen Zimmer verschwunden ist, nehme ich die Stufen hinauf. Die Villa ist riesig. Aber kein Vergleich zu dem Haus, in dem ich aufgewachsen bin, bis mein Vater beim Essen auf der Terrasse vor den Augen meiner Mutter und

meiner Geschwister erschossen wurde. Ich weiß noch, dass ich damals jeden einzelnen Raum ausgemessen, modelliert und gezeichnet habe. Vielleicht hätte ich Architekt werden sollen. Obwohl ich nicht sicher bin, ob die Aufmerksamkeit, die ich Räumen schenke, nicht doch von der Wachsamkeit kommt, die das Leben als Silvano eben mit sich bringt.

Gerade nehme ich die ausgeklügelte Rundung der Treppe wahr, die sich in einem perfekten Kreis mit dem restlichen Raum schließt, die Empore, die dazu im goldenen Schnitt angelegt ist, und den Flur, der von Licht durchflutet wird, weil bodentiefe Fenster zu beiden Seiten die Sonne den ganzen Tag über einfangen. Ich wende mich nach links, dorthin, wo ich das Bad vermute. An dieses angeschlossen befindet sich meistens der begehbare Kleiderschrank, in den Maxwells Tochter verschwunden ist.

Ich trete ein, stelle fest, richtig gelegen zu haben, durchquere das Bad und linse durch den Spalt zwischen Tür und Rahmen. Im Raum dahinter steht sie. Sie zieht sich gerade um. Sie ist *definitiv* kein Kind mehr.

Langsam schiebe ich die Tür auf und sehe sie halbnackt vor mir. Ich kann mich nicht lange damit aufhalten, festzustellen, dass ihr Anblick etwas in mir regt, und trete von hinten auf sie zu.

Das mit Chloroform benetzte Tuch in einer Hand, die andere, um sie zu stabilisieren, wenn sie gleich fällt, rechne ich nicht damit, was sie tut. Statt ohnmächtig zu werden, weil ich ihr das Tuch gegen die Nase drücke, tritt sie mit voller Wucht auf meinen Schuh.

Den Schmerz spüre ich nicht, denn sie ist weder besonders kräftig noch ist mein Stiefel dünn, aber der Über-

raschungseffekt ist dennoch auf ihrer Seite. Sie reißt den Arm in die Luft, überschüttet mich mit einem Stapel Klamotten und will fliehen.

Instinktiv ziehe ich mein Messer aus dem Stiefel, als ich mich aus dem Kleiderberg befreie, hechte ihr hinterher und erwische sie, bevor sie ihr Schlafzimmer verlassen kann.

Wieder reiße ich sie an mich, doch jetzt hält das Messer an ihrer Kehle sie gefangen, nicht das Chloroform.

Ihr Puls schlägt mir himmlisch entgegen. Panik verdichtet sich in der Luft zu einem schmeckbaren Aroma, ihre Haut ist zart und viel zu dünn ... Wenn meine Klinge ...

»Was willst du, du Verrückter!«, faucht sie und versucht mich wieder zu treten. Sie ist in meinem Alter. Dass ich die Schönheit meiner Mutter geerbt habe, kommt mir in der Highschool zugute. Ich kann mich gar nicht retten vor Flirts und Liebesbriefen. Aber keine von den Mädchen weckt meine Gier.

Diese endlose Gier, die sich wie ein Monster in meinem Schatten verbirgt ...

»Lass mich los!«, keift sie und schlägt wild um sich.

»Schsch«, raune ich an ihrem Ohr und drücke die Klinge ein wenig gegen ihren Kehlkopf. »Dieses Messer ist *wirklich* scharf.« *Bring mich dazu, dich zu schneiden. Los. Lass mich sehen, wie dein Blut meine Klinge hinab-tropft. Lass mich kosten ...*

»Diego.« Die Tür wird aufgetreten, Vito tritt herein. »Lorenzo will, dass du sie nach unten bringst.«

Ich lasse die Kleine sofort los, fasse nach ihrem Arm. Lorenzo wird sie als Druckmittel benutzen wollen, jetzt,

da sie uns gesehen hat. Sie müssen von unten gehört haben, wie sie versucht hat, gegen mich zu kämpfen. »Okay«, entgegne ich spröde und gemeinsam zerren wir sie nach unten.

Sie keift und brüllt und heult, bis wir sie vor ihren Vater schieben und sie urplötzlich verstummt.

»Bitte«, wimmert Maxwell, auf dessen Kopf mein Onkel mittlerweile eine Waffe richtet.

»Diego, nimm«, verlangt mein Onkel und drückt mir die Pistole in die Hand.

Ich starre ihn an. »Was wird das?«, frage ich, nicht sicher, ob er jetzt verlangen wird, dass ich Maxwell erschieße.

»Stell nicht so dumme Fragen«, blafft er mich an.

Ich hebe die Waffe, stelle mich hinter Maxwell und muss dabei zusehen, wie Vito und mein Onkel nach dem Mädchen greifen. Dann geschieht etwas, mit dem ich bisher nicht konfrontiert worden bin. Ich wusste, dass mein Onkel ein Arschloch ist. Ich wusste, dass sein Schläger Vito eines ist. Aber ich wusste nicht, dass sie etwas derart Erbärmliches tun würden.

Alles in mir gefriert, als sie Maxwells Tochter den Slip herunterzerren. Sie zu Boden drücken. Sie festhalten. Maxwells lautes Geheule ignorierend.

Alles in mir wird zu festem, festem Eis.

Ich muss zusehen. Da stehe ich und muss dabei zusehen, wie mein Onkel eine Minderjährige vergewaltigt. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ist das mein Erbe? Ist das meine Familie? Ist das das Blut meines Vaters? Ist mein Großvater noch schlimmer?

Dass ich eben noch fast hart bei dem Gedanken geworden bin, die Kleine zu schneiden, ist nichts gegen das

Gefühl jetzt. Etwas von dem, was ich sehe, steckt auch in mir. Etwas von der Dunkelheit, die mir gerade offenbart wird, ist auch Teil von mir.

Ich darf diesen Teil niemals gewinnen lassen.

Niemals.

Mein Puls rast im Stakkato. Ich besitze nichts. Meine Taschen sind leer. Zu meiner Mutter werde ich nicht Betteln gehen können. Auf meine Konten habe ich noch keinen Zugriff. Ich muss mich allein durchschlagen.

Ich muss fliehen.

Vor dem, was ich sein kann.

Was ich sein *werde*, wenn ich mich jetzt nicht dagegen entscheide.

Die Schreie des Mädchens brennen in meinen Ohren, der Anblick der zwei schweren Männerkörper, die sich nacheinander an ihr vergehen, wird mich in meine Albträume hinein begleiten. Aber ich tue das Richtige.

Ich entsichere die Waffe.

Trete von hinten an Maxwell heran.

Drücke sie ihm in die Hand.

Als er nach ihr greift und mich fassungslos anstarrt, ob ich ihm wirklich die Möglichkeit gebe, das Blatt zu wenden, bin ich schon auf der anderen Seite des Raumes.

Dann laufe ich. Nicht nur, weil Maxwell auf mich schießen könnte. Vielmehr könnte Lorenzo es schaffen, ihn doch noch zu überwältigen. Lorenzo würde meinen Verrat nicht dulden. Ich wäre tot, bevor die Sonne untergeht.

Daher laufe ich so schnell, wie ich noch nie gelaufen bin, ohne zu wissen, was wirklich in dem Haus passiert.

Stirbt Maxwell? Stirbt seine Tochter? Lorenzo?
Vito? Wer?

Egal.

Von diesem Tag an schlage ich mich allein durch.

Bis ich mit einer Messerwunde im Wald liege und
feststellen muss, dass ich niemals vor dem fliehen können
werde, was ich bin.

ZWEI



ZAYN

Manchmal steckt mir das Soldatendasein noch in den Knochen. Ich bin ein Aufklärer, ein Fährtenleser, eine Wache, alles zusammen, als mir die Reifenabdrücke eines Motorrads im Sand auffallen.

»Hey, halt an.«

Romeo bremst scharf.

Wir fahren schon seit Stunden mit dem Tesla die Küstenlinie ab. Niemand von uns weiß, wo Sylvian hingefahren ist, aber wir kennen die Plätze, an denen er den Depressiven markieren würde.

Und da Harper meinte, er hätte vorgestern mit Amabelle gesprochen, gehen wir alle davon aus, dass er nach dem Gespräch latent depressiv war.

Seitdem ihm dieses Mädchen begegnet ist, ist er nicht mehr der Alte. Ich weiß noch, wie er war, als es nur Harper gab. Wie er sie benutzt und über sie gesprochen hat.

Sylvian war tausend Mal schlimmer, als Reece oder ich es je sein könnten.

Er kam knapp nach Romeo.

Nur dass Romeo ein bisschen eklig ist, weil er konsequent keine Frauen fickt, sondern sie anstarrt, wenn sie bewusstlos sind. *Whatever*.

Aber so oder so ist Sylvian mehr als sein Grad der Psychose. All die Partys, all die Nächte, all die deepen Momente, all das Lachen, all das Gutfühlen – die Kings sind meine Freunde. Jeder von ihnen. Ich würde lügen, wenn ich etwas anderes behaupten würde.

Und nur weil sie mich manchmal nerven, bedeutet das nicht, dass ich mich nicht vor jeden in den Kugelhagel werfen würde. Selbst vor Romeo.

Das ist krank.

Selbst vor Romeo.

Wir steigen aus und betrachten die Spuren im Sand genauer. Der Platz gehört zu den typischen Sylvian-Depri-Plätzen: Neben der Brücke, die die Landzunge Ocean Citys mit dem Festland verbindet, lässt es sich hinter ein paar Büschen aufs Meer hinaus starren, die Skyline überblicken und darüber nachdenken, ob man sich im Wasser ertränken sollte.

»Dieser ganze aufgewühlte Kies hier ...«, denke ich laut und bücke mich, um mit der Hand über den Stein zu fahren. »Ist das Blut?«

»Sieht nach einem Kampf aus.« Auch Romeo hat eine knallharte Militärausbildung hinter sich. Sein Vater ist ein General. Ich glaube, Romeo hat man die Scheiße mit dem Krieg schon als Säugling eingepreßelt. »Was haben sie mit ihm gemacht?« Romeos Gesicht liegt im Schatten da und ich hebe ratlos die Schultern. Plötzlich legt er die Hände an den Mund und brüllt: »SYLVIAN!«

»Alter, geht's noch?« Ich schubse ihn, damit er auf-

hört, merke aber, dass ich zu sehr im Kriegsmodus bin. Vermutlich werden nicht gleich die Taliban aus den Büschen hüpfen und schießen, weil wir auf uns aufmerksam gemacht haben.

»Wovor hast du Angst?«, fragt Romeo rätselnd. Dann ruft er Sylvian erneut.

Seine Stimme ist arschlaut, wenn er will. Ich folge den möglichen Spuren bis zum Waldrand. Als ich davor zum Stehen komme, raschelt etwas im Unterholz.

»Hast du das gehört?« Romeo ist sofort bei mir. Er schreit noch einmal nach Sylvian, und ich mit ihm. Dann horchen wir in die Stille.

Wieder Rascheln. Irgendwo, tief, tief im Wald.

»Vermutlich ein Tier, das von unserem Gebrüll verschreckt wurde«, bemerke ich wenig hoffnungsvoll.

Romeo verdreht die Augen und stürmt ins Gebüsch. »Wir teilen uns auf.«

Seufzend folge ich ihm und streife durch das Laub. Mit jedem Tag wird es wärmer, aber im Wald ist es kühl. »Sylvian, mach mal Piep!«, rufe ich.

Wieder raschelt es.

Ganz in der Nähe.

Ich sprinte los und finde ihn, wie er halb unter einem Busch liegend nach dessen dickstem Ast gegriffen und damit geraschelt hat. »Scheiße, was liegst du denn hier so rum?« Ich bücke mich und fasse an sein Shirt. Es war nie rot. Es ist rot verfärbt.

Unter Einsatz meines gesamten Körpers zerre ich ihn unter dem Busch hervor. Er ist total bleich. Bleich, erschöpft, halb leblos.

»Ich dachte schon, ihr kommt nie«, murmelt er.

Ich reiße an seinem Shirt und betrachte die Wunde.
»Wer zur Hölle ...«

»Ist nicht so tief, aber 'n Verband wäre echt gut.«

»Was ist passiert?!«, fragt Romeo, der vor uns auftaucht.

»Hilf mir.« Gemeinsam hieven wir Sylvian zum Tesla. Wir betten ihn auf die Rückbank. Es ist eine merkwürdige Frage, die ich stelle, aber gerade bei Sylvian kann ich mir einfach nicht sicher sein. »Krankenhaus oder Privatarzt?«

Er stöhnt auf der Rückbank. »Wenn ihr mich in ein Krankenhaus bringen wollt, lasst mich hier liegen.«

Romeo schmunzelt, holt sein Handy hervor und steigt vorne ein. »Wir bringen das Krankenhaus zu dir, keine Sorge.«

Ich wende den Tesla und düse los.

»Was ist eigentlich passiert?«, frage ich drängend.
»Und wo ist dein Motorrad?«

»Irene«, murmelt Sylvian erschöpft. »Sie hat Eleanore gesucht und zwei ihrer Freunde auf mich gehetzt. Ich habe sie Schachmatt gesetzt und bin ihr in den Wald gefolgt. Habe nicht damit gerechnet, dass sie ein Messer bei sich trägt und es auch benutzen würde. Sie ist bestimmt mit dem Bike geflohen.«

»Irene«, presst Romeo hervor. »Sie hätte längst nicht mehr in Maryland sein dürfen. Ich werde mich darum kümmern.«

»Ach ja?«, frage ich ihn. »Und wie?«

»Das FBI wird auf sie aufmerksam werden. Wir schieben ihr das, was Eleanore getan hat, in die Schuhe. Dann ist sie für eine Weile in Untersuchungshaft. Wir haben Irene viel zu lange ignoriert. Scheiße.« Es ist sel-

ten, dass Romeo verbissen flucht. Ihm scheint Sylvians Zustand tatsächlich Sorgen zu bereiten. »Das haben wir jetzt davon.«

»Wisst ihr ...«

Weil das Auto geräuschlos vor sich hingleitet, hören wir Sylvians stimmloses Gehäuche.

»Diese Nächte im Wald waren ... Wir hätten nie ... Jaxon.«

»Niemals Amabelle Weaver in einem aussetzen sollen?«, frage ich zynisch.

Sylvian antwortet nicht mehr.

Eine Art schlechtes Gewissen packt mich, weil ich es damals zugelassen habe, dass Romeo und Jaxon sie betäubt und mitgenommen haben. Und dann wird dieses schlechte Gewissen durch etwas anderes ersetzt. Genugtuung.

Wer nicht lernen will, muss leiden.

So sind die fucking Regeln, Dole.

Du wirst sie auch noch verstehen.